

Geständnistechnik der NKWD

Nach Tatsachenmaterial bearbeitet

Von M. DE SMETH

In der Wesninstraße zu Moskau steht hinter einer hohen Steinmauer ein unauffälliges ziegelrotes Haus. Keine Inschrift und kein Schild, außer der Hausnummer, verrät, wer in diesem Hause wohnt. Das massive Tor ist stets verschlossen, und wer Einlaß begehrt, muß an ein Fensterchen klopfen, das nebenan in einer kleinen Eisentüre eingelassen ist. Eintritt ins Innere erhält jedoch nur, wer eine Vorladung für dieses Haus oder einen Ausweis der NKWD oder einer entsprechenden Dienststelle vorzeigen kann. Hat der Besucher die kleine Eisentür hinter sich geschlossen und betritt er den fensterlosen Warteraum im Erdgeschoß des roten Backsteinbaues, dann muß er schon eine robuste Natur haben, wenn er nicht alsbald von der eigenartigen Atmosphäre dieses Hauses erfaßt wird. Es ist das „Institut für gerichtsexperimentelle Medizin“.

Äußerlich unterscheidet es sich wenig von Instituten ähnlicher Art in in anderen Staaten. Im Erdgeschoß liegen die Verwaltungsräume und, durch einen Posten abgegrenzt, Haftzellen, die auch das obere Stockwerk einnehmen; außerdem noch die Experimentierkammern. Etwa zwanzig Psychiater waren, wenigstens bis zum Ausbruch des zweiten Weltkrieges, dort tätig, um Beobachtungen anzustellen, Gutachten über die Zurechnungsfähigkeit von Häftlingen abzugeben und besondere wissenschaftliche Experimente durchzuführen.

Die erste Tätigkeit hält sich in dem allgemein üblichen Rahmen. Der Häftling, von dem bereits alles Nähere bekannt ist, da er ja vorher zwei bis vier Wochen im Institut beobachtet worden war, wird der Ärztekommision vorgeführt, und in fünfzehn bis zwanzig Minuten ist das Gutachten fertig. Auch die Beobachtung der Häftlinge geschieht in der allgemein üblichen Art. Filzbeschuhte Aufseher bewegen sich geräuschlos auf den Gängen und sehen alle zehn bis fünfzehn Minuten durch die Beobachtungslöcher in die erleuchteten Zellen. Zu Beginn des Sowjetregimes hatten sich die Kommissionsmitglieder noch ziemliche Unabhängigkeit bewahrt; sie ging im Laufe der Jahre mehr und mehr verloren. Leiter des Instituts war — jedenfalls bis 1941 — Professor Krasnuschkin, vor allem bemerkenswert durch die zahlreichen Orden, mit denen er im Laufe der Jahre ausgezeichnet wurde. Wichtiger für den Ruf der Anstalt war einer seiner Assistenten, der Doktor der Psychotherapie Amphytheatroff.

Der Hauptzweck eines derartigen Institutes ist an sich nicht praktische Gutachter-Tätigkeit, sondern wissenschaftliche Forschung. Das Moskauer Institut ging noch weiter und ist zu einem Laboratorium der sowjetischen Straforgane geworden: sein Ziel ist die Entwicklung wissenschaftlicher Methoden, die den Willen des Menschen brechen und aus ihm ein gefügiges Werkzeug zu jedem beliebigen Zweck machen sollen — Geständnisse abzu-

legen, Selbstbezeichnungen auszusprechen, Agentenarbeit für die Sowjets zu leisten u. a. m.

Einige Ergebnisse der Tätigkeit des Instituts sind durch sowjetische Schau- prozesse bekannt geworden. Um diese Ergebnisse ist viel gerätselt worden. Was steckte dahinter? Hypnose? Wahrheitsdrogen? Lügenserum?

Es mögen auch in dieser Richtung Versuche unternommen worden sein, aber nach den Berichten über das Institut für gerichtsexperimentelle Medizin handelt es sich um eine neuartige psychologische Bearbeitung der Häftlinge, nämlich um die systematische Zersetzung der Persönlichkeit.

Das Verfahren verlangt viel Zeit und große Anstrengung vom Psychiater; außerdem ist es kostspielig und wird deshalb nur in besonders wichtigen Fällen angewandt. Selbstverständlich bei außenpolitisch wichtigen Personen sowie bei Menschen, die man zur Agententätigkeit für die Sowjets zwingen will; außerdem aber auch bei Menschen, die eine besondere innenpolitische Bedeutung besitzen.

Die Masse der möglichen Gegner des Sowjetregimes kommt für dieses Verfahren nicht in Frage. Diese wird bei den von Zeit zu Zeit durchgeführten Reinigungsaktionen erfaßt und in Konzentrationslagern gefahrlos zum weiteren „Aufbau des Sozialismus“ verwendet. Nur die wichtigsten Repräsentanten aus oppositionellen Parteikreisen werden einer „Institutsbehandlung“ unterzogen, Parteileute also, die mit der Politik des Politbüros nicht einverstanden sind und diese kritisieren, ohne jedoch eine Untergrundtätigkeit zu entfalten, oder Stalin-Gegner, die, obwohl orthodoxe Kommunisten, doch einen geheimen Kampf gegen die derzeitige Spitze des Parteiapparates führen oder doch planen. Solche vor ihren Anhängern zu kompromittieren und an ihnen die Aussichtslosigkeit eines Kampfes gegen das allmächtige Politbüro und dessen „Gerechtigkeit“ zu demonstrieren, ist der innerpolitische Zweck, der zu einer Sonderbehandlung im „Institut“ führen kann.

Abgesehen von ihrer politischen Wichtigkeit werden selbstverständlich nur starke Persönlichkeiten in Institutsbehandlung genommen. Für weichere Naturen genügen für gewöhnlich die normalen Methoden der NKWD: Überführungsmaterial, Hoffnung auf eine Milderung des Urteils, Drohungen und endlich körperliche Schmerzeinwirkung. Je stärker aber die Persönlichkeit ist, um so größer sind ihre Aussichten im Kampf mit den Untersuchungsorganen. Bei starken Persönlichkeiten ist auch die Folter machtlos, da sie sich eher zu Tode quälen lassen als daß sie etwas aussagen, was sie nicht gestehen wollen. Außerdem ist die Folter immer von zweifelhaftem Wert und nur nützlich, um Verurteilungsgründe zu erhalten; denn um Schmerzen loszuwerden, wurden wohl schon mehr lügenhafte Anklagen bestätigt als wahre. Keinesfalls aber ist sie geeignet, um brauchbare Figuren für wichtige Schauprozesse zu gewinnen. Deshalb ist auch das Interesse des Instituts nicht auf die physische, sondern die psychische Konstitution gerichtet, auf die systematische Zerstörung der seelischen Kräfte eines Menschen bis zum Auslöschen der Persönlichkeit.

Diese Zersetzung der Persönlichkeit wird in besonderen Versuchskammern durchgeführt und dauert, je nach den persönlichen Eigenschaften des Opfers, zehn bis vierzig Tage, wobei die Vorführung in den Versuchskammern nicht täglich erfolgt. Die Psychiater der NKWD unternehmen dabei den Versuch, im Bewußtsein des Häftlings eine Kraft zu erzeugen, der zu widerstehen diesem unmöglich ist.

Die Widerstandskraft der Persönlichkeit läßt sich auf dem Wege über das Bewußtsein, das Unterbewußtsein aber über das Gefühl beeinflussen. Normale gerichtliche Untersuchungsmethoden wenden sich hauptsächlich an das Gefühl: Angst, Hoffnung, Sehnsucht, Schmerz. Die Hypnose befaßt sich mit dem Unterbewußtsein. Die Methode der Zersetzung der Persönlichkeit richtet sich unter Ausnützung von Gefühl und Unterbewußtsein an das aktive Bewußtsein.

Die Psychiater des Instituts beobachten den Menschen, der eine psychologische Masse darstellt, und wirken dabei zersetzend auf seine Psyche. Die Einzelheiten dieser Arbeit können bei den verschiedenen Psychiatern oder auch den verschiedenen Objekten verschieden sein, das Grundprinzip jedoch bleibt: Das Objekt muß zu der Überzeugung gebracht werden, daß der behandelnde Psychiater und damit die Untersuchungsbehörde schlechthin alles weiß oder alles erfahren wird, daß es also nie gelingen kann, etwas zu verheimlichen. Und zwar muß diese Überzeugung im aktiven Bewußtsein stehen. Unterbewußtsein wie Gefühl werden selbstverständlich mitbetroffen und zwingen das Objekt zu „mehrgleisigem“ Denken.

Die „psychologische Masse“ eines Häftlings ist dabei eine bereits durch die Haftzeit beeinträchtigte Persönlichkeit. In Gefangenschaft verliert sich der Mensch als Individuum und an seine Stelle tritt ein Wesen, dem die gemeinsamen Eigenschaften des Häftlings eigen sind. Der Gefangene hat Angst um sein Schicksal, besonders wenn er sich in der Gewalt der Sowjets weiß; er befürchtet, „entlarvt“ zu werden, er sehnt sich nach Freiheit, nach Essen, Wärme, kurz nach allem, was er im Gefängnis an gewohnten Lebensbedingungen vermißt. Auch die Disziplin, die Einsamkeit oder umgekehrt, in einer Gemeinschaftszelle, die Unmöglichkeit allein zu bleiben beeinträchtigen die Persönlichkeit und erzeugen bestimmte Reflexe und Reaktionen, mit denen der Psychiater bei seiner Arbeit rechnen kann. So gehört es zu den Eigentümlichkeiten der „normalen“ Haftpsychose, daß der Untersuchungsgefangene alles auf sich bezieht — nicht nur jede Bewegung des Untersuchungsrichters oder das beobachtende Auge im Guckloch an der Zellentür, sondern schon jedes Geräusch, das Klirren der Schlüssel, sich nähernde Schritte auf dem Korridor usw. Wird nun der Gefangene in das düstere Gebäude in der Wesninstraße verbracht und einer besonderen Beobachtung ausgesetzt, so setzt auch eine erhöhte innere Unruhe bei ihm ein. Ist das Objekt derart hochempfindsam gemacht, dann beginnt der erste Teil der Behandlung.

Eines Tages öffnet sich die Zellentür und ein völlig fremder Mensch in Zivilkleidung tritt ein. Mag dieser Fremde, der Psychiater nämlich, aussehen, wie er will, jedem einzelnen von ihnen ist eigentümlich, daß er sich ungemein ruhig bewegt und in seiner Haltung fast ausdruckslos oder wie erstarrt wirkt. Schweigend setzt er sich auf einen Stuhl, den ihm der Wärter hereinbringt. Schon beim Eintreten beginnen seine Augen zu beobachten. Es entgeht ihm keine noch so geringe Einzelheit, und den Zelleninsassen studiert er geradezu. Es kann gar nicht ausbleiben, daß der Häftling früher oder später zu fragen beginnt: „Was wünschen Sie von mir?“ Die Gegenfrage lautet etwa, in einer sanften, ausdrucksvollen Stimme gesprochen: „Sind Sie beunruhigt, weil ich hier bin?“ — „Nein, es kommt mir nur seltsam vor . . .“ — „Stimmt nicht. Es kommt Ihnen gar nicht seltsam vor. Im Gegenteil, Sie verstehen sehr gut, daß ich gekommen bin, Sie zu beobachten. Das beunruhigt Sie, weil Sie sich der Beobachtung nicht entziehen, sich nicht verbergen können.“ — „Ich habe nichts zu verbergen.“ — „Schon wieder eine Unwahrheit — und Sie wissen, daß Sie lügen. Sie suchen es zu verbergen. Es ist verständlich. Aber man sieht es Ihnen an, daß Sie lügen. Ich sehe es Ihnen an.“ — „Was sehen Sie? Wenn es Ihnen gefällt, können Sie mich so lange ansehen, wie es Ihnen beliebt.“

Der Häftling wird nervös, beginnt in der Zelle auf und ab zu gehen; er wirft immer wieder einen Blick auf den Psychiater und verzieht sein Gesicht zu einem verkrampften Lächeln, wenn sich die Augen begegnen. Der Psychiater läßt seltene, aber schlagende Bemerkungen hören, die im Gefangenen den Glauben erzeugen, daß dieser Mann ihn versteht, daß er die Nervosität, die Seitenblicke, das Lächeln richtig deutet. Es gibt keine Norm dafür, wie lange es dauert, bis diese Atmosphäre erreicht ist. Dann kann der Psychiater einen Schritt weitergehen.

„Sind Sie aufgeregt?“ — „Nein. Warum glauben Sie, daß ich aufgeregt sein soll?“ — „Ich glaube das nicht, ich sehe es ja an Ihrem Lächeln; es ist gemacht. Übrigens wird Sie Ihr Lächeln immer verraten.“ — „Ich verstehe nicht, was Sie meinen.“ — „Oh doch, Sie verstehen es sehr genau! Nur wissen Sie nicht, daß Sie immer dieses typische Lächeln haben, wenn Sie keine aufrichtige Antwort geben, und daß Sie mir dadurch jede Lüge, die Sie aussprechen, zu erkennen geben. Sie haben noch mehr solcher Eigentümlichkeiten, die Sie verraten. So blicken Sie zum Beispiel immer in die Ferne, wenn Sie die Wahrheit verbergen wollen. — So, wie eben; ich habe es bemerkt und merke es auch in Zukunft immer. — Es wird Ihnen nicht leicht werden zu lügen. — Übrigens, beruhigen Sie sich lieber und setzen Sie sich, anstatt dauernd herumzugehen. Auch das verrät Ihre Unsicherheit.“ — „Wenn Sie es wünschen oder befehlen . . . bitte!“

So geht das Spiel weiter. Wenn der Gefangene sich angeblich „gerne“ setzt — er hält es meist doch nicht lange aus, und der Psychiater nennt ihm wiederum irgendeine Eigentümlichkeit, die seine „Lüge“ offenbart. Verraten den Gefangenen auch nicht diese Eigentümlichkeiten, dann verraten

ihn im Laufe der Zeit bestimmt seine Anstrengungen, solche — wirklichen oder angeblichen — Eigentümlichkeiten zu unterdrücken. Außerdem erschöpft ihn das „zweigleisige“ Denken rasch. Er wird aufspringen, noch erregter in der Zelle herumlaufen und schließlich zugeben, daß ihn die Beobachtung bedrückt. Und im aktiven Bewußtsein setzt sich langsam die Überzeugung fest, daß der fremde Beobachter ihn wirklich immer mehr und besser kennenlernt. Gefangenschaft und Beobachtung schaffen eine Atmosphäre, wie sie manchmal zwischen einer Mutter und ihrem kleinen Kind besteht; wenn nämlich die Mutter am Gesichtsausdruck oder aus Bewegungen ihres Kindes Lüge oder Schuldbewußtsein erkennt und das Kind diese Kenntnis als etwas Unabwendbares hinnimmt.

Tag für Tag wird so das Objekt beobachtet, studiert und — geformt. Bald zeigen sich die ersten Auswirkungen: Nervosität, schlechter Schlaf, Appetitlosigkeit. Dies alles wird vom Psychiater, der die Zersetzung durchführt, sorgfältig registriert und wiederum ausgenutzt, bis die Kräfte des Opfers versagen. Entweder versucht dieses dann jedes Gespräch zu vermeiden, oder es stürzt sich in einem Wutanfall auf ihn. Für alle Möglichkeiten ist vorgesorgt und alle Temperamentausbrüche müssen für den Gefangenen negativ enden. Hat das Opfer aber diesen Zustand erreicht, so beginnt die zweite und wichtigere Stufe der Zersetzung. Diese spielt sich in den besonderen Versuchskammern ab und muß das benötigte Ergebnis bringen: Geständnis, Einwilligung zur Agentenarbeit, Bestätigung von Aussagen, Widerruf usw.

Die Experimentier-Kammer ist ein Raum von etwa 3 mal 3 Meter. In der Mitte steht auf einem Metallbein ein quadratischer Tisch. Das Tischbein ist am Fußboden festgeschraubt. Ebenso festgeschraubt sind die Schemel — zwei unmittelbar am Tisch (für den Psychiater und seinen etwaigen Begleiter) und zwei an der gegenüberliegenden Seite, frei im Raum und etwa einen Meter vom Tisch entfernt. Am Tischbrett ist für den Psychiater ein Klingelknopf angebracht. Drei Wände der Kammer sind, etwa einen halben Meter vom Fußboden aufwärts bis fast zur Decke, mit Spiegelglas bedeckt. In einer Seitenwand ist eine Doppeltür. Die Wände sind hell, die Decke weiß gestrichen. In der Mitte der Decke, hinter einer Mattglasscheibe, befinden sich sehr starke elektrische Leuchten, die ein grelles, gleichmäßiges Licht verbreiten. Fenster gibt es in der Kammer nicht.

Die Spiegel sind zur Zersetzung notwendig. Gleich einem Magnet ziehen sie die Blicke des Objektes dauernd an und regen es mehr und mehr auf. Es gerät in einen Zustand, wie er, in bedeutend schwächerem Maße natürlich, oft Menschen überfällt, die im Vorzimmer irgendeiner hohen Persönlichkeit warten müssen, bis eine für sie wichtige Entscheidung fällt. Die Kehle schnürt sich zusammen, die Hände sondern Schweiß ab und der ganze Mensch befindet sich in einem unnatürlichen Zustand. In der Versuchskammer sieht das Opfer nun dauernd die Augen des Psychiaters auf sich gerichtet, diese Augen, von denen es weiß, daß sie jede Bewegung beobach-

ten und — daß sie diese auch richtig zu deuten verstehen. Es ist wie festgeschmiedet an diese Augen, es kann ihnen einfach nicht entgehen.

In solchen Kammern spielt sich die Endphase einer Zersetzung ab. Das Opfer hat den Zustand erreicht, in dem es nicht mehr zwischen logischen Folgerungen und wirklichem Wissen der Untersuchungsbehörde unterscheiden kann. Der Psychiater, der sich bisher solcher Tatsachen bediente, die sowohl ihm als auch dem Opfer bekannt waren, kann nun in die ihm unbekannten Gebiete vorstoßen. Da die gerichtliche Untersuchung eines Falles jedoch nicht seine Aufgabe ist, fungiert er dabei nur als eine Art „Geburts-helfer“. Am besten wird dies an einem Beispiel klar gemacht, das sich tatsächlich ereignet hat.

Die Personen: eine Gefangene, der Psychiater Dr. B. und der Untersuchungsbeamte der NKWD.

Die Gefangene war die Frau eines ausländischen Parteisekretärs, der an Hand von Beutepapieren aus seinem Heimatland überführt schien, die Parteiorganisation an den Feind verraten zu haben. Der Mann war eines Tages aus Moskau verschwunden, wohin er nach Besetzung seines Landes geflohen war. Niemand fragte nach ihm; denn entweder hatte sich die NKWD seiner angenommen, dann war es besser, keinerlei Verbindung mehr mit ihm zu suchen, oder aber er hatte einen geheimen Auslandsauftrag, dann war es ebenso wichtig für die eigene Sicherheit, sich nicht für die Sache zu interessieren. Er war eben verschwunden, und niemand wußte wohin, auch seine Frau nicht. Sie wohnte im Haus für politische Emigranten, genoß also materielle Sicherheit und gab sich so, als sei sie keineswegs über das Verschwinden ihres Mannes beunruhigt. Sie hielt weiterhin alle Beziehungen zu den ihr bekannten Mitarbeitern der Komintern aufrecht, versuchte sie sogar zu vertiefen, wie die NKWD bei ihrer Überwachung festgestellt haben wollte. Sie war jedoch keine Funktionärin der Partei und hatte sich, nach Agentenmeldungen, auch nicht an der Spionage und dem Verrat ihres Mannes beteiligt. Sie war einfach die Frau ihres Mannes gewesen, den sie sehr zu lieben schien. Gewiß war sie eine etwas abenteuerliche Persönlichkeit: verarmte orientalische Aristokratin, geschieden, Tänzerin geworden, von Stufe zu Stufe gesunken, zuletzt Kellnerin in einer Hafenkneipe. Dort hatte sie ihren Mann kennengelernt und sich in ihn verliebt. Daß sie ihn gelegentlich vor der Polizei verborgen und auch anderen Parteifreunden öfter in ähnlicher Weise geholfen hatte, ließ sie ohne ihr Zutun zu einer Verbindungs- und Vertrauensperson der Kommunisten werden. Erst in Moskau, wohin sie mit ihrem Mann nach dem Einmarsch der feindlichen Truppen, illegal über die Grenze gehend, geflüchtet war, erfuhr sie, wer dieser in Wirklichkeit war. Es war nicht anzunehmen, daß sie politische Überzeugungen besaß, aber auch nicht, daß sie antikommunistisch oder antisowjetisch gesinnt war; denn sie hatte in Moskau eine schöne Wohnung, ein eigenes Dienstauto, ein gutes Leben, eine gesellschaftliche Stellung und offene Türen bei den Moskauer Theatern.

Aber — sie hatte in Moskau auf der Kominternschule auf Wunsch ihres Mannes „Radiowesen“ studiert und funken gelernt. Und die Peilzentrale Moskaus hatte eines Tages festgestellt, daß aus dem Haus, in dem diese Frau wohnte, Radiosendungen ins Ausland gegeben wurden. Selbstverständlich kombinierte die NKWD, daß Frau X. mit Auslandsstellen, die ihr Mann ihr wahrscheinlich mitgeteilt hatte, Verbindung suchte oder besaß, und daß sie ihre Beziehungen zu den Kominternkreisen für ihre Arbeit benutze, daß vielleicht sogar jemand mit ihr zusammenarbeite. Es befand sich nämlich auch der Nachfolger ihres Mannes für jenes Land unter ihren Bekannten, und eigenartigerweise schlugen dort ausnahmslos alle Unternehmungen fehl. Frau X. wurde verhaftet und der Auslandsabteilung der NKWD, der sogenannten INO übergeben. Direkte Verhöre hatten keinerlei Ergebnis. Frau X. lächelte ihr ständiges orientalisches Lächeln, schüttelte den Kopf und schwieg.

Es steht fest, daß Frauen seltener Geständnisse ablegen als Männer, daß sie Schmerz meist standhafter ertragen und, besonders wenn sie glauben, ein Kind oder einen geliebten Mann schützen zu müssen, weder durch milde noch durch scharfe Verhöre zum Sprechen zu bewegen sind. Daß Frau X. ein solcher Typ war, stand vom ersten Augenblick an fest. Sie erschien jedoch der Abwehr — die Sowjets befanden sich im Kriege — als äußerst wichtige Figur, besonders wenn man sie zur Agentin gewinnen konnte, um die Abwehr jenes Landes irre zu führen.

Der stellvertretende Volkskommissar der NKWD, Merkuloff, überwies sie deshalb mit einem kurzen persönlichen Begleitschreiben an das NKWD-Institut für gerichtsexperimentelle Medizin. Am 19. Tag nach der Einlieferung wurde der Bearbeiter der Angelegenheit bei der INO davon verständigt, daß Frau X. nun bereit sei, Aussagen zu machen. Der INO-Beamte erhielt genaue Verhaltensmaßregeln:

1. Möglichste Bewegungslosigkeit, zumindest allergrößte Ruhe der Bewegungen. Die Haltung am Tisch mußte geübt werden. Beine geschlossen, Hände unbewegt, auch bei Fragen. Zigaretten mußten abgeliefert werden, um störende Zufälligkeiten auszuschalten.

2. Fragen mußten ganz bestimmt gestellt werden; sie mußten direkt sein und durften keine nebensächlichen Dinge berühren. Etwa so, als ob man an eine Maschine Fragen richtete, die diese nur dann beantworten könne, wenn sie konkret und direkt sind.

Dann wurde er in die Experimentierkammer geführt und eine Weile dort allein gelassen, um sich ganz für das Verhör zu sammeln. Erst als Dr. B. mit seinem Zustand zufrieden war, wurde Frau X. vorgeführt.

Der INO-Beamte hatte den Eindruck, die Frau wolle sich ihm vor Freude an den Hals werfen, so strahlte ihr gewöhnlich orientalisches unbewegtes Gesicht. Dabei war sie nur einen Tag mit ihm zusammen gewesen, und zwar bei ihrem ersten Verhör; sie konnte also eigentlich gar keine sehr angenehmen Erinnerungen an ihn haben. Dr. B. beachtete sie überhaupt nicht.

Doch als dieser in seiner gleichmäßigen, einschmeichelnden Stimme begann: „Setzen Sie sich“, änderte sich ihr Gesichtsausdruck sofort. Sie schien tief enttäuscht, und man erkannte immer noch den Wunsch, mit diesem „alten Bekannten“ oder vielleicht auch „neuen Menschen“ zu sprechen. Statt dessen befand sie sich in der alten Lage, dem Psychiater ausgeliefert, und der Besucher gehörte auch in den fremden, beängstigenden Kreis. Sie wandte dem INO-Beamten das Gesicht zu und kehrte dabei, soweit dies möglich war, dem Arzt den Rücken. Doch immer wieder wechselte sie ihre Stellung, drehte sich hin und her, versuchte verzweifelt zu vermeiden, den Psychiater im Spiegel sehen zu müssen, und wurde dabei immer erregter. Sie wirkte gleichsam anormal. Die Augen waren entzündet, die Hände zitterten, ihr ganzer Körper verriet die innere Aufregung. Der Psychiater schaute unentwegt in den Spiegel und sah Frau X., wie sie sich auch wenden mochte. Es wurde mehr und mehr klar, daß sie ihre Stellung nicht deshalb wechselte, weil sie hoffte, sich vor dem Arzt verbergen zu können, sondern aus einem instinktiven Angstgefühl heraus.

Auf einen Wink des Psychiaters begann der Untersuchungsbeamte: „Ich kam, um Sie nochmals aufzufordern, über Ihre verbrecherische Tätigkeit in der letzten Zeit auszusagen.“

Frau X. wurde verwirrt, als wäre diese Frage vollkommen neu und unerwartet. Dennoch lenkte diese ihre Aufmerksamkeit nicht vom Spiegel ab. Man sah, daß sie sich zu konzentrieren versuchte und daß der Spiegel sie dabei störte.

Der Zustand, in dem sich die Frau befand, ist für Menschen, die niemals in Gefangenschaft waren, wahrscheinlich völlig unverständlich. Er ist aber auch für solche schwer vorstellbar, die sich zwar schon einmal in den Fängen der Sowjets befunden haben, ohne jedoch einer solchen „Instituts-Behandlung“ unterzogen worden zu sein. Der Zeuge, der darüber berichtet, scheint jedoch glaubwürdig.

Die Pause, die nach dieser Einleitung entstand, endete der Psychiater: „Die Frage ist nicht richtig gestellt. Sie trieben keine verbrecherische Tätigkeit, weil Sie diese ja nicht für verbrecherisch hielten.“

Die Stimme des Arztes schien Frau X. aufgeweckt zu haben. Mit weit aufgerissenen Augen, als sähe sie ein Gespenst vor sich, stieß sie hervor: „Ich ... ich ... ich ... wollte sagen ... ich habe überhaupt nicht ...“

Der Psychiater unterbrach: „Ich sagte Ihnen schon — Sie wissen und fühlen es auch —, daß wir Ihre Antworten gar nicht brauchen. Wir wollen nur, daß Sie die Fragen hören und daß wir Sie dabei sehen. Damit wissen wir alles.“ Dann forderte er den INO-Beamten auf, einfache Fragen über Einzelheiten zu stellen.

Dieser begann: „Wo hatten Sie den Sender verwahrt, der Ihnen bei Ihrer Verhaftung weggenommen wurde?“ — „Ich hatte ihn in meinem Wäschekoffer.“ — „Haben Sie auch Sendungen empfangen?“ — „Nein.“ — „Was

für Strom haben Sie für den Sender benützt?“ — „... Ich habe nicht gesendet.“

Dr. B. griff ein: „Machen Sie Ihre Notizen, Genosse, ich werde für Frau X. antworten. Sie wird nur bestätigen. Notieren Sie also: Das war eine Lüge, sie hat gesendet.“ Eilig warf Frau X. ein: „Ja, ich habe natürlich gesendet — in der Schule.“ — „Wenn Sie etwas über den Strom erfahren wollen, Genosse, stellen Sie ausführliche und konkrete Fragen“, wandte sich Dr. B. an den Untersuchungsbeamten. „Haben Sie mit Wechselstrom gearbeitet?“ — „Ja.“ — „220 Volt?“ — „Ja.“ — „Vom Lichtnetz?“ — „Ja.“ „Wie oft haben Sie im letzten Monat vor Ihrer Verhaftung gesendet?“ Frau X. schwieg. Der Arzt verlangte genauere Fragestellung. „Haben Sie am Tag Ihrer Verhaftung gesendet?“ — „Nein.“ — „Am Vortag?“ — „Nein.“ — „Einige Tage früher, und zwar am 16. März?“ (An diesem Tag war die Tätigkeit des Senders von der Peilstelle entdeckt worden.) Frau X. bedeckte das Gesicht mit den Händen und wurde immer aufgeregter. Sie fing an zu schluchzen und stieß hervor: „Nein, nicht gesendet.“ — „Notieren Sie: Ja, sie hat einige Tage vor der Verhaftung gesendet, und zwar an dem Tag, den Sie erwähnten“, fiel die einschmeichelnde Stimme des Psychiaters ein. Frau X. nahm die Hände vom Gesicht und bestätigte es mit vor Aufregung zitternder Stimme. „Auf welcher Welle?“ Weinend und mit verzerrtem Gesicht sprang die Frau vom Stuhl auf, faßte sich an die Brust, als wenn sie einen Anfall bekäme. „Das ist kein Ausweg. Sie müssen antworten. Außerdem wissen Sie ja, daß uns die Sache bekannt ist“, fiel der Arzt wieder in seiner eigentümlich eindringlichen Art ein. Er bezog seine Worte natürlich auf die Angaben der Peilzentrale, und wenn sich Frau X. in normalem Zustand befunden hätte, würde sie sich wahrscheinlich an das Verhör bei der INO erinnern und ihre Folgerungen daraus gezogen haben. So aber war der Erfolg der Worte des Arztes, daß sie sich, wie plötzlich verwandelt, wieder setzte und die Welle nannte. „Warum haben Sie es denn verheimlichen wollen?“ Diese Frage des Untersuchungsbeamten verwischte der Psychiater durch die Aufforderung, konkret zu fragen. „Mit wem hatten Sie Verbindung?“ — „Klarer“, verlangte der Arzt. „Hatten Sie Verbindung mit ... (und er nannte das betreffende Land)?“ — „Ich ...“ Sie glitt vom Stuhl, warf sich auf den Boden, ihre Augen schlossen sich, sie stöhnte, ihr Atem stockte, sie war wie bewußtlos. Während des Anfalls saß der Psychiater völlig bewegungslos und schweigend da. Mit einiger Anstrengung folgte der INO-Mann seinem Beispiel. Nach Minuten kam Frau X. wieder zu sich und setzte sich erneut auf ihren Schemel.

Dieses Verhör dauerte etwa eineinhalb Stunden. Frau X. wurde zweimal ohnmächtig, fing einmal halb bewußtlos etwas in ihrer Muttersprache zu schreien an, versuchte den Kopf in den Schoß zu legen und mit den Händen zu verdecken. Aber Dr. B. sagte ihr, daß dieses Verhalten nicht klug sei und auch den unerfahrenen Beobachter die Zusammenhänge erkennen lasse. Solche Bemerkungen veranlaßten sie dann, ihre Stellung wieder zu ändern.

Sie begriff wohl, daß alles Sich-wehren zwecklos war, versuchte es aber trotzdem immer wieder. Dabei machte sie den Eindruck, als sei sie schon lange zu der Erkenntnis gekommen, daß der Psychiater alles verstand und — alles wußte. Wenn sie falsche Antworten gab, verbesserte sie dieser und sie bestätigte resigniert. Manchmal bestätigte der Psychiater aber auch Antworten, die der Untersuchungsbeamte für unwahr hielt. Später stellte sich heraus, daß der Arzt recht gehabt hatte.

Obwohl einige Fragen unbeantwortet blieben, hatte das Verhör ein klares Bild von der Sendetätigkeit der Frau X. erbracht, und zwar bereits in der ersten Stunde. Sie versprach sogar, alles, was sie ausgesagt hatte, auch schriftlich niederzulegen, und sie tat es später auch. Beim zweiten Verhör, das sich in gleicher Weise abspielte, sagte sie nicht nur, was man von ihr zu wissen begehrte, sondern willigte auch ein, als Agentin für die NKWD zu arbeiten.

Frau X. war kein ganz leichter Fall. Es waren immerhin 19 Tage Instituts-Behandlung bei ihr nötig gewesen.

Aber ob 9 Tage oder 19 oder 39, die Methode der Zersetzung der Persönlichkeit hat sich in der Praxis der Sowjetjustiz bewährt, wie die Schau-prozesse in der UdSSR und in den Satellitenstaaten immer wieder beweisen.

Gottfried Benn

Von WILHELM GRENZMANN

In der geistigen Krisis der Gegenwart gehört Gottfried Benn zu den markantesten Gestalten. In Deutschland ist er einer aus der kleinen Schar, denen die Aufmerksamkeit Europas gilt. Sein Auftreten nach dem Krieg war unerwartet und überraschend: ein fast vergessener, mittlerweile sechzig Jahre alt gewordener Schriftsteller sah sich aus seinen Monologen, die er beharrlich mit sich selbst führte, herausgerissen und in ein öffentliches Gespräch gezogen, dessen Partner fast von Tag zu Tag an Zahl zunahmen. Man vernahm eine ungewöhnliche Sprache, hörte unglaublich kühne und radikale Sätze und wußte alsbald, daß der einsiedlerische Denker, dem am Dialog offensichtlich wenig liegt, wie nur wenige andere aus der Mitte unserer Gegenwart spricht. Der Vergleich mit Franz Kafka (dem von Benn nie Genannten) und mit Rilke (dem wenig Geschätzten) liegt nahe: ihre Teilhabe an der Krisis der Zeit tritt verspätet in das Bewußtsein der Generation; Geister von solchem Rang bedürfen der ihnen entsprechenden Konstellation der Verhältnisse, um überhaupt gehört und verstanden zu werden. Gottfried Benns Gestalt und Werk sind ein besonders gutes Beispiel dafür, daß gerade die stärksten geistigen Kräfte in Gefahr sind, spurlos unterzugehen, wenn ihnen nicht das Glück der Stunde die Menschen entgegenführt, durch die sie zu ungeahnter Wirkung gelangen.